

Fabian Anicker

Tagungsbericht: »Methodologien der quantitativen Sozialwissenschaft. Wechselverhältnisse von Theorie, Methodologie und Quantifizierung«

Vermessen(d)e Betrachtungen: Wie viele quantitative Sozialforschungen gibt es eigentlich?

Theoretisch fundiertes Vorgehen, Reflexion der eigenen Forschungslogik und Vergleich mit anderen möglichen Zugängen – all diese Stichwörter sind vielleicht nicht die ersten, die der geneigten Leserin beim Stichwort »quantitative Sozialforschung« einfallen. Wenn es nach den Organisator:innen und Teilnehmer:innen des Workshops »Methodologien der quantitativen Sozialwissenschaft« am 17./18. Februar 2022 im virtuellen Berlin geht, soll sich das möglichst bald ändern. *Andreas Schmitz* (Bonn), *Clemens Kroneberg* (Köln) und *Nina Baur* (Berlin) wollten unterschiedliche methodisch-theoretische Grundpositionen innerhalb der quantitativen Sozialforschung sichtbar machen und miteinander ins Gespräch bringen. Die Ausgangsthese: Der verbreitete Gegensatz zwischen Theorie und quantifizie-

renden Methoden sei für eine erhellende Diskussion der Methodologie quantitativer Sozialwissenschaft hinderlich. Das Feld der quantitativen Sozialforschung zeichne sich nicht nur durch Methodenpluralismus, sondern auch durch unterschiedliche wissenschafts- und sozialtheoretische Positionen aus, die das Verhältnis von theoretischen Konzepten und Quantifizierung jeweils anders konzipieren. Allerdings sei die Auseinandersetzung über den Theoriebezug quantitativer Methoden fast zum Erliegen gekommen; vielfach sei die Kombination von theoretischem Rahmen, Forschungsfrage und Methode in der Forschungspraxis eher Resultat einseitiger fachlicher Sozialisationsprozesse als reflektierter Wahl. Gleichzeitig schaffe der Aufstieg von Big Data-Analysen einen neuen Bedarf für Grundlagenreflexionen. Die ambitionierte Zielsetzung des Workshops bestand dementsprechend darin, die Auseinandersetzung um die systematische Verknüpfung von Theorie und Methoden wieder aufzunehmen, Standards der theoriegeleiteten Forschung zu definieren und auf Herausforderungen durch neue, auf Massendaten gestützte Analysemethoden (»Big Data«) zu reagieren.

Zunächst hatte eine klassisch vom Vorrang der Theorie ausgehende Position das Wort: In seinem Eröffnungsvortrag skizzierte *Hartmut Esser* die lange Zeit diskursprägende kritisch-rationalistische Position einer deduktiv-nomologischen, theoriegeleiteten, empirischen Sozialforschung auf Basis des methodologischen Individualismus. Bei aller Launigkeit des Vortrags, dessen Expressivität durch bunt-aufpoppende Powerpoint-Elemente gesteigert wurde, war der Ausgangspunkt doch ein skeptischer: Es sei zweifelhaft, ob sich eine methodologische Einheit der So-

zialwissenschaften noch realisieren lasse oder dies überhaupt als wünschenswertes Ziel angestrebt werde. Nicht einmal die Bandreihe »Einheit der Gesellschaftswissenschaften« (Mohr Siebeck) sei an dieser Einheit noch sonderlich interessiert, ein erneuter Methodenstreit sei dezidiert unerwünscht. In dem Vortrag versuchte Esser jedoch nicht, die Gründe für die augenscheinliche methodologische Desintegration zu beleuchten, sondern das Programm des methodologischen Individualismus – einmal mehr – möglichst umfassend und kompakt zu umreißen.

Dieses Programm beruhe auf methodologischen Setzungen im Bereich Wissenschaftstheorie, Theoriekonstruktion und Sozialtheorie. Wissenschaftstheoretisch werde der Kritische Rationalismus (Popper) vorausgesetzt, was eine Bindung an eine Theorieform impliziert, die testbare Hypothesen abzuleiten erlaubt. Wegen der Nichtexistenz von Kollektivgesetzen stabiler Makro-Verknüpfungen seien daher methodisch-individualistische Programme zu bevorzugen, deren allgemeines Argumentationsschema in der bekannten »Coleman-Badewanne« expliziert sei. Die sozialtheoretische Voraussetzung bilde das Modell der Frame-Selektion (MFS), ein integratives Handlungsmodell, in dem unterschiedliche Logiken der Handlungsselektion berücksichtigt werden können.

Die zunächst noch offene Frage, wie ein derartiges Forschungsprogramm genau mit quantitativen Methoden zusammenhängt, wurde im anschließenden Vortrag von *Clemens Kroneberg* aufgegriffen. Nach einer kurzen Einführung in Grundannahmen des MFS und einem Anwendungsbeispiel ging er auf Grundsatzfragen zur Verknüpfung von Theorie und quantitativer Forschung ein. Ein voraussetzungsvolles

Handlungsmodell wie das MFS sei häufig damit konfrontiert, dass keine Daten für die erklärungsrelevanten Parameter (etwa zu den mentalen Modellen der Akteure wie Frames & Skripte) zur Verfügung stünden. Es sei daher wünschenswert, dass Handlungstheorien modular aufgebaut seien und bei Bedarf vereinfacht werden könnten. Gleichzeitig bestünde im Fach die Tendenz, sämtliche Handlungstheorien an ihrer Erklärungsleistung für Umfragedaten zu messen, auch wenn andere Datentypen (etwa Beobachtungsdaten oder Experimente) aus theoretischer Sicht angemessener erschienen. Diese Engführung auf den gleichen Datentypus diene zwar der Etablierung von Standards, werde aber den Theorien nicht voll gerecht. Dem liege ein allgemeinerer Zielkonflikt der empirischen Forschung zugrunde. Entweder könne empirische Forschung das Ziel verfolgen, mithilfe von Theorien einen Gegenstand möglichst umfassend zu erschließen, oder dem (vergleichenden) Test von Theorien dienen. Bei der gegenstandserschließenden Anwendung werde die Theorie unproblematisch als wahr vorausgesetzt und nach dem Kriterium der Fruchtbarkeit in Kontakt mit dem Gegenstand gebracht. Beim Hypothesentest werde die Datenbasis hingegen genutzt, um zu entscheiden, ob sich eine Theorie an gegebenen empirischen Daten bewährt oder nicht. Folgt man dieser Überlegung besteht für die Forschung ein Wahlzwang: Entweder man lernt primär etwas über die Theorie (Bewährung/Falsifikation oder Leistungsvergleich mit anderen Theorien) oder über den empirischen Gegenstand (theoriegeleitete Erschließung); beides zugleich ist nur eingeschränkt möglich. Durch die Einräumung der Legitimität eines primär gegenstandsorientiert-er-

schließenden Verfahrens lockert sich der Griff des Falsifikationismus, auch wenn das Insistieren auf riskante Tests sicherlich nach wie vor den Kern des von Esser und Kroneberg vorgestellten szientifischen Paradigmas ausmacht. Insgesamt war dies die wohl am klarsten profilierte forschungslogische Position auf der Tagung, weil wissenschaftstheoretische Auffassungen, methodologische Grundannahmen und handlungstheoretisch angeleitete Datenanalyse durch explizite Postulate miteinander verknüpft werden. Erkauft ist die Klarheit und Kompaktheit dieser Position jedoch auch mit einer Reihe von Reflexionssperren. Esser führte die wissenschaftstheoretischen Annahmen und sogar den methodologischen Individualismus als eine im Prinzip nicht verhandelbare »Wertbasis« des Forschungsprogramms ein, die man entweder mitmachen könne oder (um den Preis der Unwissenschaftlichkeit) ausschlagen müsse.

In vielen Vorträgen zeichnete sich ein anderes Verhältnis von Theorie und Quantifizierung ab, auch wenn die Differenzen nicht immer scharf hervortraten. Im Folgenden schildere ich die Vorträge nicht in der Tagungsreihenfolge, sondern ordne sie etwas stärker entlang inhaltlicher Gemeinsamkeiten, die sich vor allem aus der Kontrastierung mit dem szientifischen Paradigma ergeben. Es ist sicherlich eine etwas zu grobe Vereinfachung, dem falsifikationistischen einen gegenstandserschließenden Gebrauch der Quantifizierung entgegenzusetzen, den methodischen Individualismus mit einem methodischen Relationismus zu kontrastieren, und einer theoretischen eine empirische Gegenstandskonstruktion gegenüberzustellen, aber der Tendenz nach wurden derartige »Cleavages« im Tagungsverlauf durchaus

sichtbar. Aufseiten der relationalen Ansätze herrschte jedoch wegen des Verzichts auf eine Bindung an bestimmte wissenschafts- oder sozialtheoretische Annahmen eine größere methodologische Heterogenität. Dies machte schon der Vortrag von *Marco Schmitt* »Zur Quantifizierung von Netzwerkformen« deutlich, dem man entnehmen konnte, dass der Werbeslogan des Relationismus – »Relationen vor Relata« – in seiner Bedeutung äußerst unklar und dementsprechend deutungs offen ist. Schmitt machte deutlich, dass es eine Vielzahl theoretischer Interpretationen dessen gibt, was ein Netzwerk eigentlich sei (mit eigener Präferenz für Harrison Whites Ansatz) und dass es auch methodisch sehr unterschiedliche Arten der Netzwerkforschung gibt. Ein relativ großer Stellenwert komme visuellen Methoden zu, die Verbindungen zwischen Netzwerkknotten sichtbar machen und über visuelle Ähnlichkeiten Mustervergleiche ermöglichen. Beim Fokus auf Knoten könne man unter anderem an der relativen Wichtigkeit einzelner Knoten, der Ähnlichkeit der Relationen oder an bestimmten typischen Pfaden interessiert sein. Es sei aber auch möglich, Netzwerke agentenbasiert zu simulieren, um Makroeffekte zu modellieren. Offensichtlich gibt es nicht »die« Forschungslogik der Netzwerkanalyse – eine Einsicht, die durch die Bandbreite der weiteren Vorträge auf der Tagung bestätigt wurde.

Eine vergleichsweise stark theoretisch durchgearbeitete Version relationaler Methodologie präsentierte *Andreas Schmitz* in seinem Vortrag zu Grundlegungen und aktuellen Entwicklungen in der Tradition Pierre Bourdieus. Als theoretisch grundlegend sieht er dabei die Verpflichtung auf eine *relationale* Epistemologie und Me-

thodologie, die theoretische Begriffe und empirische Methodik gleichermaßen umfasst. So sei es kein Zufall, dass Bourdieu die Begriffe von »Sozialem Raum« und »Feld« als »Methoden« der relationalen Objektkonstruktion bezeichnet hätte. Diese Begriffe seien laut Bourdieu *ausschließlich* in Folge der Anwendung statistischer Methoden der Gegenstandskonstruktion nutzbar – ein einfaches, nicht mit statistischen Daten belegbares Postulieren von Feldern und Räumen sei mit dem Ansatz unvereinbar, so dass Konzept und quantifizierende Operationalisierung in eins fallen. Diese zentralen Konzepte seien zudem werkhistorisch im Wechselspiel von Bourdieus Einarbeitung in die korrespondenzanalytische Methodik der geometrischen Konstruktion sozialer Räume entstanden. Auf die Frage von *Gunnar Otte*, ob Bourdieus Ansatz letztlich ebenfalls im Rahmen eines methodologischen *Individualismus* begriffen werden könne, gab es geteilte Einschätzungen. Während Schmitz engeren Kausalitätsvorstellungen und an menschlichen Entitäten gebundenen Regressionsmodellen durchaus einen Raum im Rahmen des methodologischen Relationalismus einräumte, machte *Rainer Diaz-Bone* eine *strukturalistische* Interpretation von Bourdieu stark, wonach Vorhersagen über erwartbare Entwicklungen allein aus strukturellen Homologien abzuleiten seien. Schmitz dazu: Auch strukturelle Homologie sei nur ein theoretisches Moment einer allgemeinen, *relationalen* Rekonstruktion kausaler Wirkungen und Wechselwirkungen. Andeutungsweise wurden an dieser Stelle also drei alternative Verortungsmöglichkeiten von Bourdieus relationaler Methodologie deutlich: Erstens eine klare Abgrenzung mit Wahlzwang zwischen Bourdieus strukturalistischer

und alternativen methodologisch-individualistischen Erklärungsweisen, zweitens eine Integration feldlogischer Erklärungen in den Rahmen des methodologischen Individualismus, indem Feldpositionen im Sinne des methodologischen Individualismus als situative Randbedingungen der Handlungswahl interpretiert werden. Drittens das umgekehrte Integrationsangebot, methodologisch-individualistische Erklärungen als Spezialfall einer allgemeineren, relationalen Feldmethodologie zu betrachten. Es dürfte sich lohnen, diese Diskussion zu vertiefen, was aber im Rahmen der Tagung schon aus Zeitgründen nicht möglich war.

Ein dem Anspruch nach ebenfalls theoriegeleitetes Vorgehen im Rahmen der relationalen quantitativen Forschung wurde von *Steffen Blaschke* in seinem Vortrag zu einer »quantitativen Methodologie der Systemtheorie« vorgestellt. Am Beispiel eines großen Textkorpus von Sitzungsprotokollen und Beschlüssen des UN-Sicherheitsrats sollte gezeigt werden, inwiefern unterschiedlich miteinander kombinierte kommunikative Strategien der »Entparadoxierung von Entscheidungen« kommunikative Muster in den Daten ergeben, die möglicherweise zur Vorhersage der Beschlussfassung des Sicherheitsrats genutzt werden können (Ergebnisse lagen noch nicht vor). Allerdings schien die Koppelung zwischen theoretischem Hintergrund und empirischer Forschungsmethode hier wesentlich lockerer. Die eigenwillige Luhmann'sche Behauptung, dass alle Entscheidungen paradox seien und deshalb der Entparadoxierung bedürften, bot zwar den Anlass dafür, Kommunikation nach ihrer primären Sinndimension der Paradoxiebewältigung (sachlich, sozial, temporal) zu unterscheiden, allerdings wurde im

Vortrag nicht deutlich, in welchem Verhältnis quantitative Methoden (*deep learning* Techniken für die Klassifikation der Sequenzen sowie auf Kausalität abzielende Musteranalysen) mit dem kommunikationstheoretischen Rahmen der Systemtheorie stehen.

Die bisher wiedergegebenen Vorträge unterscheiden sich entlang der Frage, inwiefern sie sich dem methodologischen Individualismus und seinen methodischen Konsequenzen einer statistischen Überprüfung von Hypothesen verpflichten, oder ob sie ein ontologisch relationales und methodisch eher heterogenes Forschungsprogramm der Entdeckung und statistischen Rekonstruktion von Netzwerk oder Feldlogiken (und der über diese Relationsgefüge dann zu konzipierenden Kausalitätsvorstellungen) verfolgen. Es gab jedoch auch Ansätze innerhalb des relationalen Spektrums, die offenkundig nicht theoriezentriert, sondern primär daten- und methodengetrieben agierten. Ein Beispiel war etwa der Vortrag von *Philipp Dreesen* und *Julia Krasselt* (Winterthur) zur korpuszentrierten Diskursanalyse. Anhand eines großen Korpus von Medienberichten und Twitter-Posts aus der Schweiz zum Thema COVID-19 führten sie vor, wie sich mithilfe von Kontextanalysen Kollokationsprofile von Worten und daraus wiederum diskursive Strukturen erschließen lassen. So lassen sich automatisch mithilfe von *machine learning* »Themen« als Syndrome verschiedener Wortkombinationen modellieren. Die Prävalenz von Themen und Änderungen der Kollokationen lässt sich dabei im Zeitverlauf modellieren, so dass sich kontextuelle Diskursverschiebungen im Zeitverlauf zeigen lassen (wann werden z. B. junge Leute eher als durch COVID-19 gefährdet oder als Gefährder dargestellt?).

In der Präsentation wurde deutlich, dass trotz aller Automatisierung viel qualitative Deutungsarbeit nötig ist, um gefundene Muster zu deuten, aber offenkundig können derartige Analysen mit einem Minimum an expliziten vorgängigen theoretischen Festlegungen zum Gegenstand auskommen. Dreesen und Krasselt schlossen sogar mit der These, dass vorher bestehende Vermutungen und »Prä-Ideen« durch die Auswertungsmethode »aufgelöst« würden.

Als ebenfalls eher daten- bzw. methodenorientiert erwies sich der Vortrag von *Achim Oberg* und *Valeska Korff* (die leider verhindert war) zu organisationalen Feldern im World-Wide-Web. Organisationale Felder wurden dabei im Anschluss an Dimaggio und Powell als Resultat von Interaktion zwischen Organisationen begriffen, wobei die neoinstitutionalistische Annahme isomorpher Verhaltens bei strukturell äquivalenter Feldposition eine gewisse Grundorientierung vorgab. Eine Besonderheit war dabei die Kombination von Diskurs- und Netzwerkanalyse. Auf Basis von Website-Auftritten von Non-Profit-Organisationen, Pressestatements und Dokumenten wurden Organisationen in den USA diskursive Positionen zum Thema »Social Impact Evaluation« in einem diskursiven Raum zugeordnet. Auf Basis der Hyperlinks, mit denen Organisationen auf ihren Websites auf andere Organisationen verweisen, wurden Netzwerkstrukturen ermittelt, so dass sich die Position von Organisationen im Diskurs zu Impact-Messung mit ihrer Rolle im Netzwerk aller betrachteten Organisationen in Zusammenhang bringen ließ. Die mithilfe dieses Verfahrens konstruierbaren komplexen Grafiken sind allerdings nicht leicht in kompakte theoretische Aus-

sagen über den Gegenstand rückübersetzbar. Auffällig war, dass trotz der offenkundigen Distanz, die viele der Forschungslogiken zu (wissenschafts-)theoriegeleitetem Vorgehen offenbarten, kaum expliziter Dissens über die Grundlagen quantitativer Sozialforschung aufbrach. Auf Nachfrage wurde die Entwicklung testbarer Hypothesen als wünschenswertes Fernziel auch der Big-Data-Analysen genannt. Verschiedene Referenten bemerkten, dass bisher noch methodische Konventionen in der Big Data-Forschung fehlen. Offenkundig besitzt ein offen datengetriebenes, weder durch ontologisch-theoretische Festlegungen noch durch wissenschaftstheoretische Methodologien stark strukturiertes Vorgehen bisher keine explizite methodologische Deckung. Ob diese methodologische Verlegenheit aber tatsächlich langfristig zu einer Rückbindung der Big-Data-Research (ganz gleich, ob sie als machine learning classification, Diskursanalyse oder Netzwerkforschung auftritt), an kausalitätstheoretische oder im engeren Sinne feldtheoretische Forschungslogiken führen wird, darf bezweifelt werden – eher stellte sich der Eindruck eines datengetriebenen Paradigmas der quantitativen Analyse von Massendaten ein, das sich seine Grundlagen noch schaffen wird, oder in einer neuen Variante des »glücklichen Positivismus« (Foucault) ohne sie auskommt.

Einen nochmals anderen Blickwinkel auf quantitative Sozialforschung boten die Vorträge von *Ralf Richter* sowie von *Nina Baur, Linda Hering und Maria Norkus*, die gegenstandsspezifische Bedingungen der Quantifizierung in den Fokus rückten. Ralf Richter vertrat in seinem Vortrag zum Verhältnis des *Kommunikativen Konstruktivismus* zu Quantifizierung die These, dass die qualitative Sinnrekonstruktion im

Rahmen des kommunikativen Konstruktivismus klar Vorrang vor Standardisierung/Quantifizierung hätte, aber sowohl für die Stichprobenziehung als auch bei der Frage nach der Verallgemeinerbarkeit lokaler Befunde quantitativen Verfahren eine ergänzende Rolle zukomme. Während die beliebig invertierbare Unterscheidung von »hilfswissenschaftlicher Ergänzung« und »eigentlicher Arbeit« aus Abgrenzungsdiskursen zwischen qualitativ und quantitativ Forschenden hinlänglich bekannt ist (und auch entsprechende Reaktionen aus dem Publikum auslösten), entwarf der Vortrag von *Baur, Hering und Norkus* ein komplexeres Bild. Es ging um methodologische Konsequenzen eines figurationssoziologischen Ansatzes in der Tradition von Norbert Elias. Weil die Figurationssoziologie nur grobe Annahmen zu Distinktionsmechanismen zwischen sozialen Gruppen zur Verfügung stellt, sahen sich die Forscherinnen in ihrer Studie zum Konsum von Bio-Lebensmitteln in verschiedenen Berliner Milieus vor allem mit der Frage konfrontiert, wie es möglich ist, einen sozialtheoretischen Rahmen so weit zu spezifizieren, dass begründete Entscheidungen darüber getroffen werden können, welche Entitäten überhaupt in welcher Weise zu messen sind. In die Konstruktion relevanter, quantifizierbarer Variablen – im Fall der Studie: die Anzahl von mit Bio-/Nachhaltigkeitslabel versehene Schlüsselprodukte in Lebensmittelgeschäften – geht eine Menge theoretisches und theoretisch ungebundenes Kontextwissen ein. Um »Milieus« als figurationssoziologische Einheiten zu konstruieren, wurde etwa auf Theorien der Milieuforschung zurückgegriffen. Bei der Auswahl der zu untersuchenden Lebensmittelgeschäfte wurden unterschiedliche Ladentypen (Discounter, Feinkostladen,

Supermarkt usw.) unterschieden, bei der Auswahl des standardisiert untersuchten Warenkorbs Lebensmitteln, wurde Kontextwissen zu Produkten mit besonderer Relevanz für den Nachhaltigkeitsdiskurs mit einbezogen. Dass die Operationalisierung nicht trivial ist, ist sicherlich eine Binsenweisheit, aber dennoch war es aufschlussreich, konkret zu sehen, was alles passieren muss, bis jemand in den Supermarkt laufen kann, dort Gemüse zählt und damit auf Anschlussfähigkeit in der quantitativen Sozialforschung hoffen darf.

In nochmals anderer, soziologisch und historisch objektivierender Weise beschäftigten sich *Rainer Diaz-Bone* und *Kenneth Horvath* mit den Voraussetzungen der Quantifizierung. Sie betrachteten die Forschungspraxis des Quantifizierens selbst als eine soziale Konstellation, deren Funktionsweise nur aus bestimmten Relationen und vor allem aus ihrer Rolle in der politischen Ökonomie zu begreifen sei. Statistik wird, wie es auch schon beim Vortrag zu Bourdieu und der Einleitung angeklungen war, nicht als neutrales Werkzeug zur Darstellung der Welt, sondern parteiliche Konstrukteurin einer je eigenen »Datenwelt« aufgefasst, deren Erzeugung und Analyse einer Idee des jeweils kollektiv Guten verpflichtet sei. Auf diese Weise geraten Affinitäten bestimmter statistischer Techniken zu staatlich-ökonomischen Konstellationen in den Blick, so dass sich etwa von »keynesianischer« oder »neoliberaler« Statistik sprechen lässt. In die konventionellen Grundlagen der Datenwelten seien politische Auffassungen dessen, was sich zu messen lohnt und wie es gemessen werden kann, eingeschrieben. Solche »Messkonventionen« beruhten, so ihre Argumentation im Anschluss an die historische Soziologie der Statistik von

Alain Desrosières, immer auf impliziten oder expliziten ontologischen Annahmen und Quantifikationspraxen, die wiederum auf kollektives Handeln einwirkten. Stärker als zuvor Schmitz betonten sie dabei die reflexive Seite der Bourdieuschen Feldanalyse. Dadurch dass sich die Statistik mit ihren eigenen Mitteln als relationierte Größe im Rahmen einer allgemeinen politischen Ökonomie der Erzeugung von Äquivalenzen und Vorhersagbarkeiten begreifen kann, wird es möglich, performative Abhängigkeiten und Wirkungen der Quantifizierung selbst quantifizierend (u.A. korrespondenzanalytisch) zu erfassen. Aktuell seien drei Konstellationen unterschiedlicher Messkonventionen und entsprechender Forschungslogiken zu unterscheiden: die »Datenwelten« der amtlichen Statistik, der Big Data-Analysen und der Civic Society. Welcher dieser Datenwelten sie die wissenschaftliche Sozialforschung und ihre eigenen statistischen Methoden zurechnen verrieten sie – trotz der Betonung von Reflexivität – nicht; es wurde aber deutlich, inwiefern eine historische Problematisierung der politischen Dimension von statistischen Gegenstandskonstruktionen über konventionelle Problematisierungen performativer Wirkungen von Messungen (Befragungseffekte & andere Artefaktdiskussionen) hinausgeht.

Der Abschlussvortrag von *Udo Kelle* verschob das Thema nochmals auf eine andere Ebene: Statt um Methodologien und theoretische Voraussetzungen der quantitativen Sozialforschung ging es ihm um eine Dekonstruktion des Gegensatzes zwischen quantitativer und qualitativer Forschung. Kelle war auf eine Kritik des »methodologischen Präsuppositionalismus« aus: der Vorstellung, wonach es in der Sozialwissenschaft streng abgrenzbare

Forschungsparadigmen mit inkommensurablen Voraussetzungen gebe, so dass man sich noch vor Beginn der eigentlichen Forschung in einer Art ›Sprung in den Glauben‹ für eines entscheiden müsse. Er zeigte, dass die vermeintlichen Paradigmen von verschiedenen Seiten äußerst unterschiedlich bestimmt seien, so dass sich keine klaren Anwendungsbedingungen für die Unterstellung sozialwissenschaftlicher Paradigmata ausmachen ließen. Entgegensetzungen wie die von »Quanti« und »Quali«, »Positivistisch« und »Post-Positivistisch« etc. seien inhaltlich nicht zu rechtfertigen, vor allem im US-Amerikanischen Kontext ginge es eher um die wissenschaftliche Sublimierung letztlich *politischer* Differenzen. Einen Ausweg sah er in einer pragmatischen Kombination epistemologischer Positionen; Realismus und Konstruktivismus seien eher als heuristische Werkzeuge für die Generierung von Fragestellungen zu verstehen. Da man sich schnell einig war, dass die Entgegen-

setzung quantitativer und qualitativer Forschungsmethoden als harte Alternativen mit Wahlzwang wenig hilfreich ist, endete die Tagung vielleicht etwas friedvoller als sie es ob der Heterogenität der vorgetragenen Positionen verdient gehabt hätte. Insgesamt bot sich ein hilfreicher Überblick über unterschiedliche, freilich nicht immer völlig scharf herausgearbeitete Wechselverhältnisse von Theorie und Methode innerhalb der verschiedenen Formen quantitativer Sozialforschung, der ein vielversprechender Anknüpfungspunkt für weitere methodologische Klärungen der einzelnen Ansätze und ihrem Verhältnis sein könnte. Die Ermittlung der genauen Anzahl unterscheidbarer Theorie-Methoden-Pakete bleibt späteren Auszählungen vorbehalten.

Dr. Fabian Anicker
 Institut für Soziologie
 Scharnhorststraße 121, 48151 Münster
 anicker@wwu.de